

**aravind
jayan**

**teen
couple
have
fun
outdoors**

A small, square inset image showing a person in a white shirt and dark pants, crouching in a field of tall green grass. The person is looking down, possibly at something on the ground. The background of the entire poster is a light blue color with a pattern of small, dark blue diamonds. The title text is arranged in a vertical stack, with each word on a new line. The words are in a bold, sans-serif font. The background features a large, stylized, multi-colored shape that resembles a flower or a cloud, with yellow, pink, green, and blue sections. The overall design is vibrant and eye-catching.

**roman
suhrkamp
nova**

suhrkamp nova

Es ist mehr als nur ein neues Auto. Für Appa und Amma ist der weiße Honda Civic – »Weiß ist gut. Das wirkt sauber« – letztlich der Beweis. Sie sind aufgestiegen, gehören jetzt zur wachsenden indischen Mittelschicht. Und natürlich sollen die Nachbarn das sehen! Doch Sreenath, ihr Ältester, verhält sich seltsam, kommt nicht mal runter in die Einfahrt, und sehr bald wissen sie und ihr Jüngster sowieso: Ein Video ist aufgetaucht, eins von Sreenath und seiner Freundin, auf einer dieser Seiten. Seit Jahren sind sie ein Paar, trotzdem bedeutet dieses heimlich gefilmte Video eine unerhörte Schande und markiert den Beginn einer sagenhaften Eskalation.

Aravind Jayan, geboren 1996, trat mit Erzählungen in zahlreichen indischen Literaturzeitschriften erstmals in Erscheinung (u.a. *The Bombay Literary Magazine*, *The Hindu*). Er gewann den Toto Award for Fiction. *teen couple have fun outdoors* ist sein Debütroman, der auch in französischer, schwedischer und italienischer Übersetzung erscheint. Aravind Jayan lebt in Kerala, Indien.

Daniel Beskos ist Verleger des Hamburger mairisch Verlags, Literaturveranstalter und Übersetzer. Er organisiert u. a. das jährliche Literaturfestival HAM.LIT sowie das Hamburger Leseclubfestival. Bei Suhrkamp erschien zuletzt *Es braucht Mut*, eine Rede von Barack Obama.

Aravind Jayan

**teen
couple
have
fun
outdoors**

Roman

Aus dem Englischen von

Daniel Beskos

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Teen Couple Have Fun Outdoors bei Serpent's Tail, London.

Erste Auflage 2022
suhrkamp taschenbuch 5268
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022
Copyright © 2022 Aravind Jayan
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Nurten Zeren, unter Verwendung
eines Fotos von Kinga Cichewicz/unsplash
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Dieser Titel wurde

Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47268-2

www.suhrkamp.de

teen couple have fun outdoors

eins

Annie glaubt an Aliens

Ich wusste, dass irgendwas nicht stimmte, als Sreenath nicht runterkam, um das neue Auto anzuschauen. Er hatte behauptet, er habe Kopfschmerzen, aber als ich vor seiner Zimmertür stand, konnte ich hören, wie er mit jemandem telefonierte. Nach einer Weile gab ich es auf.

Wir hatten uns für einen Honda Civic entschieden. Die Form der Karosserie suggerierte Geschwindigkeit und er piepte, wenn man nicht angeschnallt war. Appa und ich waren an diesem Morgen zum Autohaus gelaufen. Er hatte den Wagen dann vorsichtig nach Hause gefahren, hatte die Schlaglöcher umschifft und sich jedes Mal total verkrampft, wenn er die Bremse antippte. Auf halbem Wege hatte er das GPS eingeschaltet und die Lautstärke aufgedreht. Er wollte das Auto *sprechen* hören. Als er vor unserem Haus parkte, schaute er nur auf das Einpark-Display, nicht in die Spiegel. Hätte es die Möglichkeit gegeben, ohne Unfall die Airbags auszulösen, hätte er auch das gemacht.

Es war irgendwann zwischen zehn Uhr dreißig und elf an einem Samstagmorgen im März. Ein oder zwei Nachbarn kamen vorbei, um uns zu gratulieren. Karthika Aunty, unsere Nachbarin zur Linken, erzählte uns, dass ihr Mann ebenfalls einen Civic kaufen wollte, allerdings ein anderes Modell. Warum ein anderes Modell? Das wusste nur Gott. Aber sie sagte immer Dinge, die uns an unserem Tun zweifeln ließen. Wie auch immer, wir nahmen die Kommentare und Komplimente mit einer gewissen Nervosität entgegen. In finanzieller Hinsicht war das Auto eine leichtfertige Entscheidung gewesen. Unser vorheriges Auto, ein Maruti Alto, war bis auf die üblichen Altersschwierigkeiten noch gut in Schuss gewe-

sen. Er hätte bestimmt noch fünf Jahre laufen können, bei guter Pflege vielleicht sogar länger. Vor allem Amma fiel es schwer, ihn zu verkaufen. Sie war eine echte Hoarderin.

Trotz der ganzen Nervosität versuchten wir, alles richtig zu machen. Appa klebte den in unserer Wohnsiedlung vorgeschriebenen Aufkleber an die Windschutzscheibe und achtete darauf, dass er nicht schief saß. Wir wohnten in einer Siedlung namens Blue Hills. Blue Hills bestand aus etwa fünfundzwanzig Häusern und lag an einer leichten Steigung. Die Häuser sahen aus wie die in Monopoly: als wären sie einfach komplett fertig hingestellt worden. Jedes hatte einen Carport und einen Garten, in den vielleicht sechs oder sieben Topfpflanzen passten. In der Mitte der Siedlung gab es einen kleinen Park, in dem Feste gefeiert wurden und Kinder spielten. In der Highschool galt ich eine Zeit lang als der offizielle Babysitter von Blue Hills. Ich verbrachte viel Zeit in diesem kleinen Park, ging spazieren und hörte Musik. Die Eltern kamen dann immer zu mir und sagten: »Wenn du schon mal hier bist, kannst du mir einen Gefallen tun?« Während sie weg waren, musste ich aufpassen, dass ihre Kinder keinen Sand fraßen oder vor ein Auto rannten. Zum Glück ist unter meiner Aufsicht niemand gestorben, und der meiste Sand ist auch noch da, bis heute. Von all den Menschen, die mit uns in der Siedlung lebten, mochte ich diese Kinder am liebsten.

»Vielleicht hätten wir Silber nehmen sollen«, sagte Appa.

»Weiß ist gut«, sagte Amma. »Das wirkt sauber und aufgeräumt.«

Nach einer weiteren Begutachtungsrunde gingen wir zum Tee hinein, jeder zog sich in seine Ecke zurück.

Sreenath ließ das Mittagessen ausfallen, da er angeblich immer noch Kopfschmerzen hatte, und kam erst später am

Nachmittag herunter. Er zeigte zwar Begeisterung für das Auto, aber ich merkte, dass er sie nur vortäuschte. Hätte er sich wirklich gefreut, hätte er mit Appa einen Streit darüber angefangen, warum der die Plastikfolie auf den Sitzen gelassen hatte, oder er hätte mich dafür gescholten, dass Amma Kurkumaflecken auf die Motorhaube gemacht hatte. Er hätte uns Ratschläge gegeben und ein endgültiges Urteil über die Sinnhaftigkeit unseres Kaufs gefällt.

Stattdessen ging er dreimal ums Auto herum, öffnete eine Tür, setzte sich rein und blieb dann lange drin – erst mit Appa, der ihm die ganzen Details aufzählte, und dann allein. Danach ging er nach oben in sein Zimmer und schloss die Tür.

Dann sah ich ihn erst beim Abendessen wieder. Wir aßen nur am Wochenende alle zusammen. Erst nach der Hälfte kam Sreenath hinzu. Er wirkte immer noch still und in Gedanken.

»Wie ist das Essen?«, fragte Appa ihn. Er hatte an diesem Tag gekocht, wie er es manchmal an seinen freien Samstagen tat. An diesem Abend gab es Krabbencurry mit Reis.

»Gut«, sagte Sreenath.

»Schmeckt es dir nicht?«

»Ich hab doch gesagt, es ist gut. Lass mich in Ruhe.«

Das hätte jetzt immer so weitergehen können, also erzählte ich etwas über mein Praktikum und schaltete den Fernseher ein.

Der Rest des Abendessens verlief ereignislos, bis zu dem Moment, als das Festnetztelefon klingelte. Sreenath drehte sich so schnell um, dass er fast den Wasserkrug umstieß. Er fing erst wieder an zu essen, als klar war, dass es nur Appas Bruder war, der anrief, weil er die Bilder vom Auto gesehen hatte, die Appa ihm geschickt hatte.

Ich war nicht der Einzige, dem Sreenaths Reaktion auffiel. Amma ließ nicht mehr locker und fragte ihn dauernd, was los sei, aber er schaufelte nur schnell sein Essen rein und flüchtete dann wieder nach oben in sein Zimmer.

Appa redete immer noch über das Auto, jetzt genervt. »Nein, nein, das ist nicht die Art von Weiß, die Staub anzieht«, sagte er. »Das ist *Emaile*-Weiß. *Emaile*. *Emaile*. Diesen Lack verwenden sie bei Space-Shuttles und Raketen.« Ich weiß nicht, woher er diese letzte Info hatte, aber jetzt schien er zufrieden zu sein.

Danach hörte ich, wie Amma ihm sagte, dass Sreenath fiebrig aussah. Das machte sie oft so – sie diagnostizierte immer dann Fieber, wenn jemand im Haus irgendeine Form von Unruhe durchmachte, die für sie unerreichbar war. Ihre Fieberdiagnose gab ihr die Kontrolle zurück. Sie maß unsere Temperatur, gab uns Paracetamol und sagte uns, wir sollten ein Nickerchen machen.

2

Sreenath war 22, ich war 20. Als Kind hatte ich immer versucht, ihm zu gefallen, vielleicht weil er mir den Eindruck vermittelt hatte, dass er vor meiner Geburt schon die ganze Welt bereist hatte.

Er sagte Sachen wie: »Ehrlich gesagt wäre es für alle besser, wenn Appa und Amma einfach getrennte Wege gehen. Amma kann immer noch jemand anderen finden, der sie heiratet. Und Appa kann vielleicht Vögel züchten.«

Oder: »Die blaue Flüssigkeit in der Werbung, das ist eigentlich Blut, du Idiot.«

Im Vergleich zu mir hatte er wirklich eine Menge zu sagen.

Wir beide waren auf eine Jesuiten-Schule für Jungen gegangen. Sreenath war beliebt. Er tat immer gelangweilt und zynisch, wobei er den meisten Zynismus aus Appas Tiraden übers Leben klaute. Ich glaube, das Größte für ihn war, als er sich aus Scheiß zum Schulsprecher aufstellen ließ. Er hielt sogar eine Rede. Als ihm allerdings die Leute hinterher sagten: »Guter Wahlkampf«, musste er dauernd allen antworten: »Moment mal, das war keine richtige Kandidatur, das Ganze war ein Witz. Habt ihr das nicht kapiert?« Natürlich profitierte ich davon, dass ich mit ihm verwandt war. Die Zwölftklässler waren nett zu mir und ich wurde immer von Leuten begrüßt, die ich nicht kannte.

Auch was den Unterricht angeht, hatte ich den Verdacht, dass Sreenath ein bisschen heller war als ich. Er fing erst am Abend vor den Prüfungen an zu lernen und beklagte sich permanent darüber, dass ihm durch diese endlosen Tests die ganze Jugend verwehrt würde. Trotzdem schnitt er gut ab. Ich dagegen brauchte Unmengen von Kaffee, Mandeln, absolute Stille und jammerte wochenlang rum, bis ich alles geschafft hatte. Die einzigen Fächer, in denen ich wirklich gut war oder zumindest fast gut, waren Informatik und Malayalam und, je nachdem, wie es um die Beziehung meiner Lehrerin zu ihrem Mann stand, Geschichte. Dieser Mann hat mich eine Menge Punkte gekostet.

Vielleicht klingt es jetzt so, als wäre Sreenath total schlau und altklug. Eigentlich waren wir beide aber einfach durchschnittlich, er ein oder zwei Strich besser, das ist alles.

Der einzige Bereich, in dem ich ihn wirklich übertrumpfte, war Sport. Ich spielte als Stürmer in der Fußballmannschaft der Schule und in einem örtlichen Jugendverein. Fußball war für mich die Hauptausrede, um von zu Hause wegzukommen. Sreenath war nicht nur schlechter als ich,

sondern die Art und Weise, wie er spielte, war auch objektiv gesehen einfach miserabel. Einmal hatte er es geschafft, in einer einzigen Bewegung ein Eigentor zu schießen, sich den Knöchel zu verdrehen *und* seine Hose zu zerreißen. Danach versuchte er, es so hinzustellen, als sei es eh total dekadent, seine Energie in Sport zu stecken, genau wie zu viel zu essen.

Als wir das neue Auto kauften, war Sreenath schon zwei Jahre mit der Universität fertig. Er bereitete sich darauf vor, Wirtschaftsprüfer zu werden, und machte gleichzeitig ein Praktikum bei einer Firma. Ich war auch gerade mit der Uni fertig geworden – einer anderen als Sreenath – und machte ein Praktikum bei einer englischsprachigen Zeitung. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir sehr unterschiedliche Dinge im Sinn und verbrachten unsere Zeit in völlig unterschiedlichen Kreisen. Wobei meiner wohl eher ein Halbkreis war. Der von Sreenath war immer noch groß, auch wenn er mit der Zeit kleiner wurde.

Nicht viele junge Leute blieben nach ihrem Abschluss in Trivandrum. Es war einfach der Ort, aus dem man kam. Außer dem Strand, ein paar komischen Bars und einem halben Einkaufszentrum gab es hier nicht viel zu holen. Um elf waren die Straßen menschenleer, und wenn man so spät noch rumlief, wurde man oft von der Polizei angehalten. Ich hatte einmal einen Reiseführer gelesen, in dem die Stadt als *malerisch* bezeichnet wurde. Sie war so malerisch, dass es, wenn man am Sonntagabend nach einem schweren Mittagessen aufwachte, nichts anderes zu tun gab, als sich umzubringen.

Manchmal hielt Amma unten ihre Nachhilfestunden – sie unterrichtete zweimal pro Woche Schüler aus der Mittelstufe in Mathematik und Physik – und die Klassenzimmergeräusche verstärkten mein Gefühl, gefangen zu sein.

Es gab aber auch Aspekte der Stadt, die mir gefielen. Die

Menschen schienen hier die Zeit zu haben, sich um die kleinen Dinge zu kümmern, was positiv betrachtet ja gar nicht so schlecht war. Die öffentliche Bibliothek war ein altes Gebäude, in dem es schön kühl war und von dem ich nie genug bekommen konnte. Die Tage waren mild. Man konnte die Bäume beobachten und am Strand spazieren gehen. Zumindest hatte man es hier bequem.

Allerdings blieben Sreenath und ich vor allem deshalb hier, weil Appa uns zum Bleiben gezwungen hatte. Appa leitete eine Kette von Textilgeschäften – *Royal Textiles* –, und obwohl wir zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr so viel mithalfen wie früher in der Schulzeit, wollte er uns unbedingt in der Nähe haben. Um das klarzumachen, ließ er uns ab und zu antanzen, um die Lagerbestände zu verwalten, zu putzen oder Flugblätter zu verteilen – »erst mal nur für eine Weile«. Das hatte er gesagt, als mein Studium zu Ende ging, das Gleiche hatte er zu Sreenath gesagt. Wir hatten beide irgendwie zugestimmt. Und Sreenath musste natürlich auch noch seinen Wirtschaftsprüferkurs beenden.

Egal, damit will ich vor allem sagen, dass mein Bruder und ich nicht wie Zwillinge waren, die gegenseitig Gedanken lesen konnten. Wir hatten gerne jeder unseren eigenen Raum. Deshalb blieb ich nicht so an ihm dran wie Amma. Vielleicht hatte er sich mir deswegen nicht anvertraut. Es könnte aber auch daran liegen, dass er gehofft hatte, dass es zu Hause niemand herausfinden würde.

Trotzdem behielt ich ihn irgendwie im Auge. An diesem Montag blieb Sreenath zu Hause, weil Amma ihm Fieber verordnet hatte. Das Gleiche geschah am Dienstag und Mittwoch, wobei abends ein paar seiner Freunde von der Universität vorbeikamen. Vom Fenster im Obergeschoss aus sah ich ihn auf der dunklen Veranda mit ihnen stehen, ernsthaft

und fast schon verschwörerisch, immer wieder einen Blick auf die geschlossene Tür hinter sich werfend.

Als ich ihn später fragte, was sie gewollt hatten, sagte er: »Nichts Wichtiges. Nur reden.«

»Habt ihr was vor?«

Er und seine Freunde gingen manchmal zu verschiedenen Veranstaltungen – Flohmärkten und Kunstausstellungen und so, manchmal organisierten sie sie sogar selbst, vermutlich aus Langeweile.

Sreenath riss die Arme hoch und sagte: »Was ist nur los mit euch? Ich hab doch gesagt, es ist nichts.«

»Habt ihr jemanden umgebracht?«

Er knallte die Tür seines Zimmers zu. Darauf war ein goldener Aufkleber, auf dem Lord Shiva und Ganesha *Om* sagten. Ich hatte ihn vor langer Zeit dort angebracht, um Sreenath zu ärgern. Er hatte das *Om* in ein *Ok* umgewandelt und ihn hängen lassen.

Am Donnerstagabend traf ich auf dem Rückweg von der Zeitungsredaktion auf Salil. Salil war vier oder fünf Jahre älter als ich und wohnte ebenfalls mit seinen Eltern in Blue Hills. Es hieß, er sei ein Rowdy, was wahrscheinlich darauf zurückzuführen war, dass er ständig unterwegs war, obwohl er keinen Job hatte. Ansonsten schien er ein sehr netter Kerl zu sein. Heute fuhr er auf seinem Motorrad, einer orangefarbenen Duke mit Sponsorenaufklebern. Am Eingang von Blue Hills hielt er neben mir an und stellte respektvoll den Motor ab.

»Wie geht es deinem Bruder?«

Mein Bruder war nicht mit Salil befreundet, daher war ich überrascht, woher er was wusste. Sein düsterer Gesichtsausdruck überraschte mich noch mehr. Dachte er, Sreenath hätte Malaria oder Dengue?

»Ist nichts Schlimmes«, sagte ich.

Salil runzelte die Stirn und nickte, als hätte ich etwas Kluges gesagt. »Das ist die richtige Einstellung.«

Ich blinzelte. »Wieso das denn?«

»Deine Eltern sind aber okay mit ihm?«

»Okay mit ihm? Wie meinst du das?«

Er starrte mich ein paar Sekunden lang an.

»Dann ist ja alles gut«, sagte Salil. »Großartig. Sehr gut.«

Ich dachte immer noch an Malaria und sagte: »Er hatte ja noch nicht mal Fieber.«

»Okay. Gut. Egal.« Salil startete sein Motorrad und sagte, er müsse sich beeilen.

Es war fast elf.

Als ich zum Haus zurückkam, war nur noch Amma wach. Ich aß schnell zu Abend, half ihr, die Küche saubermachen, und ging mit einem komischen Gefühl ins Bett.

3

Am Freitagabend kamen die Dinge dann langsam ins Rollen. Ich kam früh nach Hause, nachdem ich mir für die Zeitung ein Theaterstück angesehen hatte. Ich musste zwar noch die Besprechung schreiben, aber ich wollte nicht sofort damit loslegen. Das Theater war voll besetzt gewesen, obwohl das Stück als *experimentell* angekündigt war. Diese Hartnäckigkeit des Publikums hatte mir gefallen, sie gab mir das Gefühl, dass die Stadt in Wahrheit voller kultivierter Menschen mit einem reichen Seelenleben war. Als es zu regnen begann, saß ich gerade im Wohnzimmer am Fenster, trank Tee und kritzelte in einen Notizblock. Über mir hörte ich Sreenaths Schritte.

Vor einer halben Stunde war Amma zum Treffen der Blue Hills Society gegangen. Sie achtete immer sehr darauf, sich gut anzuziehen, bevor sie zu einem solchen Treffen ging. Wenn jemand von uns da war, stellte sie hundert Fragen, auf die sie bereits die Antworten kannte. Sollte sie einen Regenschirm mitnehmen? Würde sie ihre Handtasche brauchen? Sah ihr Haar vielleicht *zu* schwarz aus? Sie behandelte diese Treffen, als wären es Vorstellungsgespräche.

Appa kam um halb sieben nach Hause, gerade als ich endlich mit dem Tippen des Artikels begann. Er war auch früh dran. Nachdem er mich gefragt hatte, wo Amma war und was ich tat, ging er nach oben, um ein Bad zu nehmen. Ein paar Minuten später rief er nach mir.

Appa hatte eine steife Schulter vom vielen Heben, das er im Lagerhaus unbedingt immer noch selbst machen wollte. Ein Bad zu nehmen war für ihn daher zu einer Zwei-Personen-Aktion geworden. Mittendrin rief er Sreenath oder mich – meistens mich – und ließ sich von uns den Rücken abreiben, während er auf einem Holzschemel saß, nur mit einem Handtuch bekleidet. Manchmal hörte er auf seinem Telefon Radio.

Das beengte Badezimmer war voller Dampf, in dem ganz oben eine gelbe Glühbirne schwebte. Ich griff mir einen Schwamm und konzentrierte mich auf das Seifenwasser, das im Abfluss kreiste. Heute leider kein Radio.

»Denkst du, es ist okay, dass Sreenath eine ganze Woche in der Firma fehlt?«, fragte Appa.

»Weiß nicht. Er muss ja mit denen gesprochen haben.«

»Mir hat er gesagt, dass sie gesagt hätten, es wäre okay. Aber ich fände das ja nicht gut, wenn sich einer meiner Angestellten eine ganze Woche freinehmen würde. Wer soll denn da seine ganze Arbeit machen?«

»Die haben da doch Leute, Appa.«

»Aber wozu brauchen sie ihn denn dann dort?«

Diese Art von Gesprächen mit Appa führte in der Regel dazu, dass ich mir um meine Eltern noch mehr Sorgen machte. Es soll nicht respektlos klingen, aber mir gefiel nicht, dass sie sich andauernd bloß mit diesen alltäglichen, banalen Dingen befassten. Um herauszufinden, ob es nicht auch bei ihnen ein reiches Seelenleben gäbe, bemühte ich mich, sie dazu zu bringen, zumindest ab und zu interessante Filme im Fernsehen anzuschauen. Ich hatte einmal sogar versucht, Amma zu einem Theaterstück mitzunehmen, einer Malayalam-Inszenierung von Tschechows *Onkel Wanja*. Es hatte sie überhaupt nicht interessiert. Nicht, dass ich mich für einen großen Intellektuellen hielt; ich wollte nur das Beste für sie, und auch wenn das vielleicht albern klingt, wollte ich nicht das Gefühl haben, dass sie auf die großen Fragen des Lebens völlig unvorbereitet wären.

Während Appa erst über Sreenath und dann über seinen eigenen Tag sprach und sich dabei immer mehr aufregte, versuchte ich, meine innere Ruhe zu bewahren. Etwas später hörte ich, wie die Haustür aufging und Amma hereinkam. Als ich die Treppe runterging, war es sieben.

Ich wusste sofort, dass etwas nicht stimmte. Wenn Amma von diesen Treffen zurückkam, sprach sie normalerweise mit einer Geschwindigkeit von zehn bis zwölf Worten pro Sekunde – was es Neues gab, was die Leute gesagt hatten. An diesem Abend fand ich sie in der Küche, sie starrte auf das Display der Mikrowelle.

»Gutes Treffen gehabt, Amma?«

Sie bejahte, ohne sich nach mir umzudrehen.

Ich ließ es dabei bewenden, ging ins Wohnzimmer und setzte mich an den Esstisch, um wieder zu arbeiten. Viel-